

Montag, 8. Juni 2015

Übung macht den Meister

„Man müsste Klavier spielen können“: Eigentlich ist es gleichgültig, ob Klavier oder irgendein anderes Instrument. Meistens dauert es ja eine ganze Weile, bis ein geprobtetes Musikstück richtig sitzt. Aber wie heißt es in einem Sprichwort: „Nur die Übung macht den Meister“.

Viele Berufsmusiker sagen: „Wenn ich einen Tag nicht übe, merke ich es. Wenn ich zwei Tage nicht übe, merken es meine Freunde. Wenn ich drei Tage nicht übe, merkt es das Publikum.“

Ähnlich geht es mir mit dem Beten: Wenn ich einen Tag nicht bete, merkt es Gott. Wenn ich zwei Tage nicht bete, merke ich es selbst. Und wenn ich längere Zeit nicht bete, merkt es vielleicht meine Umgebung.

Auch hier gilt das Sprichwort: Übung macht den Meister. Das ist beim Musiker selbstverständlich. Das Publikum merkt es sofort, wenn einer sich einen Patzer leistet und über die Noten hinweghuscht. Und auch beim Sportler sieht man es an den Leistungen. Es fehlt an Konzentration, die Kondition lässt nach, er ist nicht mehr in Form, heraus aus dem Tritt.

Und wie ist das beim Beten? Auch hier kann es viele Signale dafür geben, dass ich nicht mehr in der Übung bin: Wenn ich mich immer mehr verschließe oder nicht mehr ansprechbar bin für meine Mitmenschen. Möglicherweise achte ich nur noch auf mich und kaum mehr auf mein Gegenüber. Wenn ich immer mehr Dinge in Frage stelle, mich selbst und meine Eigenarten aber nicht befragen lasse. Wenn ich anderen und auch mir selbst zum Problem werde, aber niemanden an mich heran lasse, um die Probleme zu lösen.

Das Gebet ist ein Gespräch, und im Gespräch wächst das Miteinander. Wer nicht mehr im Gespräch ist, der grenzt sich aus, ist außen vor. Und meine Umgebung merkt das sehr deutlich. Manche sagen: Not lehrt Beten – das ist eine schlimme Einsicht. Aber es ist gut, wenn ich mich in einer Notlage öffne und meine Sorgen, Ängste oder Trauer Gott oder vertrauten Menschen mitteile. Wenn der Gesprächsfaden wieder aufgenommen ist, wird es für mich leichter und ich bin nicht mehr allein mit meiner Not. Vielleicht werde ich aber auch nach langer Verslossenheit wieder verträglicher, kann mich wieder anderen zuwenden und erfahre deren Zuwendung.

Übung macht halt den Meister, in der Musik, beim Sport und auch beim Beten.

Dienstag, 9. Juni 2015

Singen können

„Hör auf, du kannst nicht singen.“ In ihrer Jugend haben das bestimmt viele hören müssen. Ich kenne eine ältere Frau, die sich deshalb nicht mehr traut, auch nur einen Ton zu singen. Wer wie ich gerne singt, weiß, was einem dann fehlt. Singen ist wie eine Medizin, ich kann dabei lernen, richtig zu atmen und zu entspannen.

Wer sich aber innerlich verhärtet, wird nicht singen wollen und wohl auch nicht singen können. Ich spüre oft, wie schlecht es vielen Menschen geht, wenn ihnen nicht mehr zum Lachen und somit auch zum Singen zumute ist. Sie können ihre Freude und ihr Leid nicht aus sich herausklingen lassen, sie ziehen sich sang- und klanglos aus der Welt zurück.

Für mich gilt: Wenn ich einen Menschen zum Singen ermutige, kann ich ihm damit auch zum Leben helfen.

Als Organist erlebe ich oft viele stumme Gottesdienstbesucher. Dabei kommt es im Gottesdienst doch gar nicht auf die Qualität der Stimme an und Noten muss man auch nicht beherrschen. Das Mit-Singen ist auch ein Mit-Teilen. Wenn ich singe, teile ich Wesentliches von mir mit. Ich bin mit meiner Stimme Teil einer Gemeinschaft, die auch mich mitträgt. Beim Singen fühle ich mich frei, wenn ich ungehindert den Atem herausströmen lasse.

Gelegenheiten zum Singen gibt es mehr als man denkt: In der Küche, unter der Dusche, in der Kirche. Auch auf Festen wird gesungen – manchmal jedoch erst nach einigen Gläsern, aber sonst? Die meisten Menschen singen besser als sie denken, überlassen es aber oft dem

Fernseher oder dem CD-Spieler. Also: Öfter mal nicht die andern singen lassen, sondern selbst singen – mit den anderen!

Und wer einmal „Freude, schöner Götterfunken“ oder das „Halleluja“ aus dem „Messias“ mitgesungen hat, spürt bald, dass es etwas gibt jenseits unserer alltäglichen Welt.

Mittwoch, 10. Juni 2015

Türen zuschlagen

„Schlag die Tür nicht so laut zu! Das geht auch leiser!“ Wie oft schon habe ich das während der Pause zu meinen Schülern gesagt. Eigentlich heißt es ja: Der Frieden fängt bei jedem Einzelnen an. Und dann folgen Worte wie Offenheit, Toleranz, Verständnis, Kompromissbereitschaft. Aber alle diese Begriffe sind meistens viel zu bedeutungsschwer für das, was täglich in meiner Schule und vielleicht auch oft zu Hause passiert.

Lange galt die Devise: Wer Frieden schaffen will, der sollte die Türen im übertragenen Sinn eigentlich immer geöffnet halten. Er sollte zugänglich, empfänglich sein, Freiheit zulassen und freigebig sein.

Es hat sich jedoch nicht bewährt, die Türen ständig offen zu halten, so wie es in den 70-er Jahren gefordert wurde. Offenbar ist der Mensch so beschaffen, dass er Schutzzonen für sich braucht. Es gibt Öffnungszeiten, aber ich brauche auch Ladenschlusszeiten. Eine ständige und totale Offenheit schafft nicht totalen Frieden. Sie überfordert mich. So kann auf Dauer aus dem Friedfertigen ein gereizter Kampfhund werden.

Mir ist im Laufe der Jahre ein kleiner, aber feiner Unterschied immer wichtiger geworden: nämlich ob die Tür laut oder leise geschlossen wird. Die ganze Stimmung für den Rest des Tages kann davon abhängen. Natürlich ist niemand an jedem Tag in gleich friedfertiger Stimmung. Wenn dann gereizte Stimmungslagen aufeinander treffen, fliegen schnell die Fetzen. Es kommt dann darauf an, wer nachgibt, die Blitze erdet und den Kessel nicht explodieren lässt. Manchmal kann ich auch mit Humor die Luft herauslassen und

anschließend sagen: „Es tut mir leid –
entschuldige bitte!“

Die Tür etwas leiser zumachen, das schafft
vielleicht mehr Frieden in meiner kleinen Welt als
ich vermute.

Donnerstag, 11. Juni 2015

Unkonventionell

Wenn ich meinen Vater im Altenheim besuche, treffe ich häufig eine Mitbewohnerin mit knallroten Stiefeletten und Halstüchern in Neonfarben. Sie erinnert mich an ein Gedicht der englischen Schriftstellerin Jenny Joseph:

*„Wenn ich ein altes Weib bin, trage ich Lila.
Und einen roten Hut, der aus der Mode ist und mir
nicht steht.*

*Mein Geld verjuble ich für Schnaps und
Spitzenhandschuhe und Satinsandalen. [...]
Ich werde mich aufs Pflaster setzen, wenn ich
müde bin,*

*und in den Läden von der Ware naschen und
Alarmknöpfe drücken. [...]*

*Und bei Regen in Schlappen auf die Straße
gehen.*

*Und Blumen pflücken in anderer Leute Gärten
und lernen, wie man spuckt. [...]*“

Irgendwie gefallen mir diese Zeilen und auch die alten Damen, die aufgehört haben, wohlgesittet und dezent ihr Leben zu leben. Unendlich lange müssen sie sich zusammengerissen haben. Und irgendwann, meist sind sie dann schon Witwe, haben sie sich befreit von all den Konventionen. Sie sagen sich: „Jetzt ist Schluss mit all den Zwängen. Lass sie reden, was sie wollen.“

Nicht nur im Altenheim, auch in der Schule treffe ich auf diese unkonventionellen Menschen. Es sind wirklich Originale, keineswegs Massenware von der Stange. Täglich erleben sie das Leben neu mit all seinen Überraschungen. Und es ist *ihr* Leben, das sie leben.

Die Dame mit den roten Stiefeletten hat zu mir gesagt: „Ich kann noch nicht sterben, es gibt noch so vieles zu entdecken!“ Sie ist wirklich frei und offen geblieben – oder ist sie es erst spät

geworden? Diese Frau macht Lust auf das Leben mit aller Phantasie, Lebendigkeit und lautem Lachen.

Auch Bischöfe und Kardinäle tragen Rot und Lila. Wenn es bei ihnen nichts Verrücktes, Unkonventionelles und nichts mehr zu lachen gibt – ich glaube, dann würde doch etwas fehlen unter Gottes freiem Himmel.

Freitag, 12. Juni 2015

Atmen und Vertrauen

Im Sommer mache ich gerne Urlaub an der Nordsee, auf der Insel Wangerooge. Wer schon häufiger am Meer war, weiß, wie es ist: heute freundlich und einladend, morgen stürmisch und wild, tief und gefährlich.

Da, wo das Wasser flach ist, ist es meistens auch warm, wo es tief ist, da ist es auch kalt. Gewöhnlich suche ich mir das warme Wasser aus, weil's so schön mollig ist und gut tut. Im Leben fühle ich mich manchmal hineingeworfen ins Wasser und merke dann die Tiefe des Ganzen. Manchmal ist mir aber auch danach, hinauszuschwimmen. Ich will spüren, dass es noch weit mehr gibt und dass nicht alles warm sein muss oder flach sein darf.

Beim Schwimmen ist das richtige Atmen wichtig, ähnlich wie beim Singen. Meinen Chorschülern habe ich das schon häufiger erklärt. Sie denken dann: „Schon wieder das! Hat der Lehrer schon öfter gesagt, muss ihm wohl wichtig sein.“ Stimmt! Verrückterweise meinen wir oft: „Hä! Ich bekomme keine Luft mehr“. Das ist nicht der Fall, im Gegenteil: Ich bekomme keine Luft, weil ich sie nicht herauslasse. Das ist wichtig beim Singen und beim Schwimmen im Meer. Das Atmen ist im Grunde eine Übung des Vertrauens: Ich muss den Atem, der mir geschenkt wird, loslassen in der Hoffnung, dass mir neuer Atem geschenkt wird. Das kann ich üben, beim Schwimmen und beim Singen.

Die Kirchenväter haben Gott sehr oft mit dem Meer verglichen, mit dem Wasser, mit der unendlichen Weite, mit der unendlichen Kraft, Bewegung und Tiefe.

Im Alltag und auch beim Schwimmen im Meer
erlebe ich, dass ich Vertrauen haben darf.
Vertrauen darauf, dass mich das Wasser tragen
wird.

Samstag, 13. Juni 2015

Entscheidungen

„Die Sache Jesu braucht Begeisterte“ – dieses schmissige Lied habe ich schon oft mit einer Band gespielt, meistens wenn in einer Kirchengemeinde die Firmung gefeiert wird. Aber keiner muss sich Sorgen machen; in der Regel bleiben alle ruhig und warten das Ende der Feier ab. Von Begeisterung kaum eine Spur. Und das, obwohl die Firmung doch die bewusste Entscheidung für den Glauben ist.

Ich komme immer wieder an Punkte, an denen ich mich entscheiden muss, manchmal sogar von einem Augenblick zum anderen. Entscheidungen, die mein Leben verändern: Die Wahl der Schule oder einer Berufsausbildung, die Entscheidung für einen Ehepartner, für ein bestimmtes Auto oder eine neue Wohnung.

Ich tue mich oft schwer, mich zu entscheiden. Wer vom Kleinkind an gewohnt ist, immer die Auswahl zu haben, sucht auch auf religiösem Gebiet eher das Mixgetränk, den Religionscocktail, das Angebotschristentum, auch Kirche und Gesellschaft à la carte. Das hört sich dann vielleicht so an:

„Ja, aber ganz sicher ist das noch nicht“ – „Ja, wissen Sie, das weiß keiner so genau“
„Nein, auf keinen Fall, aber wer weiß?“ – „Nein, das kann sich jederzeit auch ändern“.

Als ich meine Schüler nach ihrer Einstellung zum Glauben fragte, sagten ca. zwei Drittel: „Ich bin nicht religiös“, ebenso zwei Drittel sagten: „Ich glaube an Gott“. Ja, was denn nun?

Ich sage dann oft: „Entscheide dich! Lass dich auf keine faulen Kompromisse ein, lebe dein Leben und Christsein!“

Jede Entscheidung bedeutet auch eine „Scheidung“, eine Trennung. Sie tut manchmal weh, macht aber oft auch stärker und mutiger für neue Wege. Leichter wird das Leben mit Jesus nicht, aber gewichtiger.